



# Gewalt und Würde

*von Saba, aufgezeichnet durch Raphael Meyer*

Ich bin in der Stadt Gondar im Norden von Äthiopien geboren – wahrscheinlich 1978. Für mein Dokument hier in der Schweiz wurde mein Geburtsjahr so rekonstruiert. In meiner Familie wusste das niemand so genau. Gondar ist eine alte Stadt in den Bergen, viele Leute kommen sie besuchen – auch wegen ihrer 47 Kirchen. Die Region heisst Amhara. Sie ist das Stammland der Amharen, die Kultur und Sprache in Äthiopien stark geprägt haben. Amharisch ist die wichtigste Verkehrssprache von Äthiopien.

Ich war das zweitjüngste von acht Geschwistern. Mein Vater hatte im Spital in der Reinigung gearbeitet. Meine Mutter hatte einen kleinen Lebensmittelladen geführt. Mein Vater ist gestorben, als ich etwa vier Jahre alt war, meine Mutter wenige Monate danach. Beide waren krank. Ich bin mit meinen Geschwistern aufgewachsen, meine älteste Schwester hat mich grossgezogen.

Bis zur achten Klasse bin ich in Gondar zur Schule gegangen. Als ich vierzehn Jahre alt war, habe ich meinen späteren Mann kennengelernt. Er ist etwa zehn Jahre älter als ich. Ein Jahr später haben wir geheiratet. Noch ein Jahr später kam unser Sohn Kirubel zur Welt. Wir haben zusammen ein kleines Geschäft aufgebaut. Dazu gehörte vor allem ein Restaurant mit angrenzender Metzgerei. Wir hatten dort – ähnlich wie im Sentitreff – einen Innenhof, wo ich immer gerne auch grössere Anlässe organisierte. Etwa traditionelle Kaffezeremonien für fast hundert Leute, mit aufwändiger Dekoration. Ich habe gerne neue, originelle Sachen ausprobiert, um Gäste anzuziehen und Menschen zum Essen und Trinken zusammenzubringen. Etwa vier Jahre nach Kirubel kam unsere Tochter Dibora zur Welt, zwei Jahre danach ihre Schwester Sunita.

Neben dem Restaurant habe ich eine kleine Boutique mit Kleidermode aufgebaut. Ich habe immer schon ein Auge gehabt für Schönes und Dekoratives. Es kam sogar vor, dass ich für grössere Einkäufe und Bestellungen in die ferne Hauptstadt Addis Abeba fuhr – eine Reise, die die ganze Nacht dauert. Wenn in der Boutique nicht viel lief, habe ich Bücher gelesen für neue gastronomische Ideen für das Restaurant. Wir hatten auch Angestellte in den Betrieben, einige auch einfach nach Bedarf für grössere Anlässe. Es war eine spannende, lebendige Zeit Ende der neunziger Jahre in unserer jungen Familie in der Provinzstadt.

Aber Zeiten ändern sich. Und Menschen auch. In der Zeit war ich zum vierten Mal schwanger. Unser viertes Kind Meron, ein Mädchen, ist etwa zwei Jahre nach Sunita zur Welt gekommen. Mein Mann, der mit den Jahren zu grossem Einfluss in der Stadt gekommen war, hatte sich stark verändert und ist immer mehr auf Distanz zu mir gegangen. Mit der Zeit wurde er auch gewalttätig. Er hatte Affären mit Mitarbeiterinnen. Einmal, als ich nach Addis Abeba reisen musste für eine Bestellung, hat er mich mit einer anderen Frau betrogen. Sie haben sich auch gegenseitig Essen gegeben, wie es bei uns traditionell Liebespaare tun. Unser Sohn Kirubel hat das gesehen und seinen Papa gefragt, wieso er das mache. Mein Mann ist wütend geworden, hat ihn geschlagen und sogar einen Stein nach ihm geworfen. Diesen Tag werde ich nie mehr vergessen.

In dieser Zeit war Gewalt schon an der Tagesordnung. Ich war verzweifelt. Ich hatte Angst um meine Kinder und mich. Wenn ich meinen Mann zur Rede stellte, wurde er immer wieder gewalttätig, hat mich geschlagen. Mit den Monaten reifte mein Entschluss, dass ich mich von ihm trennen musste. Als ich im Umfeld von der Gewalt zu Hause erzählte und ich ihm das sagte, drohte er mir: «Ich werde dich töten.» Dass ein schlechtes Licht auf ihn fiel, konnte er nicht zulassen. Er hat nun seinerseits versucht, meinen Ruf, meine Glaubwürdigkeit, mein Leben zu zerstören. Dass das keine leere Drohung war, realisierte ich, als ich nach einem Moment vermeintlicher Reue von ihm nach einem gemeinsamen Kaffee zusammengebrochen bin und das Bewusstsein verlor. Ich bin mir sicher, er hat versucht, mich zu vergiften.

Als ich ein Fest zum einjährigen Geburtstag von Meron organisierte, bekam sie nachher heftige Bauchkrämpfe. Ich bin sofort mit ihr ins Spital gefahren, aber die Ärztinnen haben nichts gefunden und gesagt, da sei nichts. Meron ist wenige Stunden später gestorben. Da habe ich allen Halt verloren, war nicht mehr ansprechbar, wie in Trance. Mein Leben verlor den Boden. Mein Mann hat nun umso mehr mein soziales Umfeld gegen mich aufgebracht, Lügen verbreitet, den Menschen auch erzählt: «Saba hat Meron getötet!» Ich war zunehmend sozial isoliert – und weiterhin der Gewalt meines Mannes ausgeliefert. Einmal, als ich zur Polizei ging mit einem blauen Auge und einer tiefen Wunde in der Backe, haben sie mir gesagt: «Du bist seine Frau, du musst das aushalten.»

Mein Mann war ein einflussreicher Mensch in Gondar geworden. Er hatte viele Kontakte zur Polizei und zur lokalen Elite. Er hatte aber auch Beziehungen zu mächtigen Leuten in Addis Abeba und anderen Städten. Sich mit ihm anzulegen, konnte auch gefährlich sein. Meine Geschwister hielten zum Glück zu mir. Mein zweitältester Bruder Takele war Journalist. Er hat meinen Mann zur Rede gestellt und ihm gesagt, dass er ihn anzeigen werde und sein Verhalten öffentlich machen werde. Sie haben stark gestritten – der Zorn meines Mannes richtete sich nun auch auf ihn. Mein Bruder ist einige Zeit später vergiftet worden. Er hinterliess zwei kleine Kinder.

Nun wurde für mich klar, dass ich untertauchen musste. Ich konnte mich zu Hause nicht mehr sehen lassen. Es zerreisst mir das Herz, wenn ich heute daran zurückdenke, wie ich gezwungen war, auch meine geliebten Kinder zu verlassen, mich auch nicht von ihnen verabschieden konnte. Ich hatte meinen Kindern nie die ganze Wahrheit darüber zugemutet, was ihr Vater mir antat. Ich wollte sie vor dieser Last schützen. Dibora zum Beispiel hatte mich deshalb auch immer wieder gebeten, bei ihnen zu bleiben und ihrem Vater eine weitere Chance zu geben. Dass es schon die hundertste Chance gewesen wäre, konnte sie nicht wissen.

In einem anderen Quartier in Gondar habe ich eine kleine Unterkunft gefunden. Ich war sehr vorsichtig, schaute, dass ich abends immer frühzeitig drinnen war. Aber es half nichts, ich konnte dem Netz meines Mannes nicht entrinnen. Eine Zeit lang hat die Polizei immer wieder am Abend geklopft. Ich getraute mich nicht, aufzumachen oder zu erkennen zu geben, dass ich zu Hause war. Einmal aber haben sie die Tür eingetreten. Es kamen Polizisten und andere Männer rein. Sie haben mir vorgeworfen, für den Tod von Meron verantwortlich zu sein, haben mich gefesselt, mir Gewalt angetan. Die Polizisten standen dabei. Ich sehe mich, wie ich halb bewusstlos in der Toilette liege.

Ich war eine gedemütigte Frau ohne sicheren Rückzug, hatte mein soziales Netz verloren. Ich wusste, dass auch an anderen Orten sich wiederholen würde, was in Gondar geschah. In dieser Zeit fiel mein Entscheid, dass ich weg musste aus meinem Land und meine über alles geliebten Kinder definitiv zurücklassen. Sunita war sechs Jahre alt, Dibora acht, Kirubel zwölf, als ich sie zum letzten Mal gesehen hatte.

Ich habe an Geld zusammengekratzt, was ich zu meiner Verfügung hatte, und bin zuerst nach Addis Abeba gefahren. Dort habe ich Menschen getroffen, die mir helfen konnten, das Land zu verlassen. Ich hatte mein ganzes Leben in Gondar verbracht, ein paar Mal war ich in Addis Abeba gewesen, mehr kannte ich nicht vom Rest der Welt. Im Gepäck hatte ich die aus der Verzweiflung geborene Hoffnung auf ein Leben in Schutz, Sicherheit und Freiheit in einem anderen Land. Die Reise führte zunächst mit dem Bus in den Sudan. Dort stieg ich in ein Flugzeug, das mit mir nach Italien flog. In Italien – war es Milano? – stieg ich in einen Zug, der mich nach Basel brachte.

Ich war völlig überfordert bei meiner Ankunft und bei der Befragung der Asylbeamten. Ich hatte Angst vor erneuten Demütigungen, wenn ich alles von meiner Geschichte preisgab. Ich konnte auch nicht wahrhaben, dass ich nach den Zeiten des Versteckens und des Verheimlichens hier, an diesem unvertrauten Ort, vor unvertrauten Menschen jetzt frei war, offen und furchtlos zu sprechen. Ich stellte mich als Saba vor, so wie mich meine Freunde nannten, und nicht mit meinem richtigen Namen, und so stand denn auch in meinem ersten Dokument in der Schweiz «Saba» geschrieben.

Zuerst blieb ich in Basel, danach kam ich ins Durchgangszentrum Sonnenhof in Emmenbrücke, wo ich acht Monate war. Nach einem guten Jahr in einer Unterkunft in Horw und später in Luzern bekam ich den Bescheid, dass ich kein Anrecht auf Schutz habe, keine Arbeits- und Aufenthaltsberechtigung – und dass ich nach Äthiopien zurückzukehren hatte. Seither wohnte ich in Notunterkünften im Raum Luzern, mit zehn Franken im Tag zur Verfügung für Essen, Hygiene etc. Unterbrochen auch durch Aufenthalte im Gefängnis wegen illegalem Aufenthalt. Zuerst kam ich im Tribschen in einem Haus nur für Frauen unter, wo ich mein Zimmer aber verlassen musste, um Platz für eine Familie zu machen.

Danach wurde ich nach Schenkon geschickt. Dort entwickelte ich starkes Asthma. Manchmal musste ich in den Notfall wegen grosser Atemnot. Einmal mussten wir mitten in der Nacht die Ambulanz rufen. Ich konnte manchmal kaum schlafen in der Nacht. Im Sommer versuchte ich draussen auf dem Vorplatz zu schlafen, das ging ein bisschen besser. Mit der Zeit wurde klar, dass ich offenbar eine Milbenallergie hatte. Die Matratzen und das Bettzeug, die Vorhänge und Teppiche im Zimmer haben sie verstärkt. Dazu kamen nervöse Zuckungen im Gesicht, die ich nicht kontrollieren konnte, ausgelöst wohl durch Stress, Angst und Schlaflosigkeit. Ich wurde wieder in eine neue Notunterkunft geschickt, nach Meierskappel, angekündigt zwei, drei Tage vorher. Und nach wieder ein paar Monaten hatte ich wieder umzuziehen nach Hildisrieden, wo ich jetzt ein kleines Zimmer habe.

In all dieser Zeit habe ich mich ehrenamtlich im Sentitreff engagiert – beim Mittagstisch geholfen, im Café International unterstützt, und beim Weltmusikfestival, ab und zu auch in der Kinderbetreuung. Ich habe hier eine neue Familie gefunden, nachdem ich meine Familie in Äthiopien hatte verlassen müssen. Liebe Menschen aus der Nachbarschaft haben mir in regelmässigen Treffen geholfen mein Deutsch zu verbessern. Ab und zu konnte ich auch einen Deutschkurs besuchen. Wenn es mir schlecht ging, fand ich hier Trost. Wenn ich krank war, fand ich Rat und Unterstützung, Menschen, die mich in die Arztpraxis oder ins Spital begleiteten. Wir geben uns hier im Senti wechselseitig Unterstützung, Fürsorge und Zuneigung.

Ich litt unter der Perspektivlosigkeit hier und unter den quälenden Gedanken an das Schicksal meiner Kinder. Ich hatte keine Ahnung, wie es Kirubel, Dibora und Sunita ging. Sie haben sich ohne ihre Mutter von jungen Kindern zu Teenagern entwickelt. Ich konnte ihnen nicht helfen, sie nicht schützen, sie nicht begleiten. Jeden Tag waren meine

Gedanken bei ihnen – und meine Gebete. Mehr als einmal wurde ich in die psychiatrische Klinik St. Urban eingewiesen.

Während einem dieser Aufenthalte habe ich schliesslich geschafft, mit meinem Sohn Kirubel in Kontakt zu treten. Eine Bekannte aus Äthiopien hat eine Freundin in Gondar zur Schule von Kirubel geschickt und mich dort mit ihm per Telefon verbunden. So gross meine Freude war, seine Stimme zu hören, so traurig war ich darüber, dass er nicht in der ganzen Tragweite verstehen konnte, weshalb ich nicht mehr bei ihnen war. Als wir ein weiteres Mal so telefonierten, sagte er: «Mama, ich darf nicht mit dir telefonieren, Papa hat es erfahren und er wird mich sonst wieder schlagen». Offenbar hatte die Lehrerin meinen Ex-Mann über mein Telefonat mit Kirubel informiert. Die Kinder – jetzt Teenager – litten unter der Strenge ihres Vaters und unter dem Umstand, dass seine neue Frau sie schikanierte und eigentlich loswerden wollte.

Die Sorgen um meine Kinder steigerten sich zu Panik und Schlaflosigkeit, als der Krieg kam. Zunächst in Tigray, gleich neben meiner Heimatregion, brach ein Bürgerkrieg aus. Bald fielen auch Bomben und Raketen auf Gondar. Aus der Ferne musste ich zusehen, wie mein Land, meine Region in eine Spirale von Hass und Vergeltung geriet. Als ich in Gondar aufwuchs, lebten wir alle friedlich, respektvoll und aneinander interessiert zusammen: Orthodoxe, Muslime und Protestantinnen, Amharisch Sprechende, Tigrinya Sprechende, Oromo Sprechende. Und jetzt dieser Hass, geschürt von Menschen, die ihn für ihre Macht brauchten. Vor zwei Jahren erhielt ich die Nachricht, dass mein junger Bruder Bruk im Krieg verstorben sei. Er, der ohne Eltern aufgewachsen ist, um den ich mich als junge Frau liebevoll gekümmert hatte – nun würde ich ihn nie mehr wiedersehen können.

Kirubel war inzwischen ein erwachsener Mann geworden, hatte seine eigene Familie gegründet und – wie wir damals – ein eigenes Restaurant eröffnet. Ich war in der Zwischenzeit also Grossmutter geworden! Kirubel konnte mich in Kontakt bringen mit Dibora und Sunita. Meine kleinen Mädchen waren jetzt junge Frauen. Von ihrem Vater hatten sie nichts mehr zu erwarten. Aber sie waren stark und zielstrebig. Dank finanzieller Unterstützung von ihrem Bruder war es ihnen möglich, nach Addis Abeba zu gehen und dort ein Studium anzufangen: Dibora Architektur, Sunita Ingenieurwesen.

Vor einem Jahr aber schlug der Krieg wieder zu in meiner Familie. Kirubel war selber hineingezogen worden als Soldat lokaler oppositioneller Streitkräfte. Eines Tages verübte die Armee einen Vergeltungsanschlag auf das Restaurant meines Sohnes. Er wurde getötet, seine Frau und meine beiden Enkelkinder überlebten. Als ich an jenem Tag im Herbst 2023 diese Nachricht erfuhr, brach ich völlig zusammen. Mich verliess die Lebenskraft. Alles wurde sinnlos. Ich wollte nicht mehr weiterleben. Meine Freundinnen und Freunde hier in Luzern stützten mich. Durch die Traueranlässe wurde ich begleitet. Ich bekam viel Besuch, Trost, Unterstützung. Aber am Ende des Tages war ich dann doch allein. Ich zog mich zurück, ging nicht mehr nach Luzern, wo ich mein soziales Netz hatte.

Dass ich gerade in jener Zeit auch den Bescheid bekam, dass mein Asylgesuch noch einmal geprüft wird und ich wenigstens vorläufig weiterhin in der Schweiz bleiben konnte, hätte mir in einer anderen Situation neuen Schwung und Energie gegeben. Jetzt aber war ich einfach nur am Boden zerstört. Einmal musste ich auch wieder in die Klinik St. Urban gehen. Über zehn Jahre Perspektivlosigkeit, Unmöglichkeit ein eigenes Leben aufzubauen, hinterlassen ihre Spuren. Die Hoffnung auf Sicherheit und Freiheit, mit der ich Äthiopien verliess, sie war verblasst im von Demütigung und Ausgrenzung gezeichneten Alltag als Sans-Papiers in der Schweiz. Statt mit meinen Talenten und meinem eigentlich fröhlichen Wesen mein Leben hier in die Hand zu nehmen, hatte ich von Almosen zu leben und gleichzeitig den Vorwurf zu ertragen, dies auf Kosten der fleissigen, arbeitenden, Steuern zahlenden Menschen hier zu tun.

Was mich am Leben hielt, war das Versprechen an Sunita und Dibora, sie nicht noch einmal und endgültig zu verlassen. Mit dem gewaltsamen Tod ihres Bruders, der ihnen ihre Ausbildungen ermöglicht hatte, war auch ihre Lebensgrundlage zerbrochen. Ihre Ausbildungen gehen noch zwei, drei Jahre. Sie müssen irgendwie ihre Unterkunft bezahlen können und ihr Essen. Dabei haben sie nur noch sich selber. Als junge Frauen aus der Region Amhara sind sie im fernen Addis Abeba im gegenwärtigen politischen Klima in Gefahr. Würde herauskommen, dass ihr Bruder in Gondar gegen die Regierung gekämpft hat, wären sie Repressalien ausgesetzt. In ihrem Studentenausweis steht zum Glück nichts von ihrer Herkunft. Dibora sagte mir aber kürzlich: «Mama, wir sind immer mehr alleine. Unsere Kolleginnen haben Angst, dass sie wegen uns selber in Gefahr geraten.» Wie ich selber damals in Gondar, gehen auch meine Mädchen in Addis Abeba abends nicht raus und versuchen so diskret wie möglich zu leben. Aus Angst, dass andere Geflüchtete aus Gondar sie erkennen könnten.

Hier bin ich nun, mit den Spuren von vielen Jahren der Erniedrigung in meiner Seele, mit dem Entsetzen über die Spiralen der Gewalt in meinem Heimatland, mit der Trauer über zwei verlorene Kinder und zwei verlorene Brüder, mit der leisen Hoffnung auf eine Zukunft in Selbstbestimmung und Sicherheit für meine Mädchen, und mit kleinen Perspektiven eines kommenden Lebens in Würde hier in Luzern.



Saba ist seit vielen Jahren im Sentitreff engagiert, unter anderem im Mittagstisch und im Café International. Trotz all der Schicksalsschläge und Widerstände findet sie immer wieder die Kraft, sich mit Zärtlichkeit, Humor und menschlicher Wärme einzubringen in die Gemeinschaft, die wir hier pflegen. Und ihre äthiopischen Injeras sind ein Genuss.

Manchmal stellen wir uns vor, was sie wohl alles hier an Schönem und Gutem aufgebaut hätte, wenn sie vor über zehn Jahren den Schutz unseres Landes erhalten hätte.

Aufzeichnung zweier Gespräche im Sentitreff im November 2024. Eine gekürzte Version der bewegenden Geschichte ist publiziert in der Sentipost 4/24, S. 3.

Sabas Tochter Dibora als Architekturstudentin auf einer Baustelle in Addis Abeba.

Im Oktober erhielt sie ihr Semesterzeugnis. Sie hat mit einer 3.2 souverän bestanden.

